

Slaves of New York von James Ivory : Meropolis 89

Autor(en): **Horlacher, Pia**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Filmbulletin : Zeitschrift für Film und Kino**

Band (Jahr): **31 (1989)**

Heft 167

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-867316>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SLAVES OF NEW YORK von James Ivory

Metropolis 89

Sie sind junge Wilde, nennen sich Künstler und benehmen sich so, wie der romantische Mythos des Genies es ihnen diktiert: La Bohème, adaptiert auf die ausgehenden achtziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts, Variante «Manhattan» – knallige Klamotten, pittoresk heruntergekommene Lofts, Rock, Drogen, Drinks, Parties, Vernissagen, Shows. Aber weil sie sich damit von der kommunen

Grossstadt-Jugendkultur nicht sonderlich unterscheiden würden, machen sie darüberhinaus in Kunst. Die Männer sind abstrakte Expressionisten oder vielleicht expressionistische Abstrakte. Sie malen grosse Cartoons auf grosse Leinwand – Pluto, Goofy & Co. als Ausdruck postmodernen Pluralismus – oder sie holen beim Metzger um die Ecke Blut und Knochen und malen «traumatisch» – Vergewalti-

gungen und Autounfälle – oder sie träumen vom Bau einer Kapelle im Vatikan mit einem weiblichen Erlöser – La Christa, menstruierend und windelwaschend.

Die Frauen, ein bisschen weniger ernst genommen und sich ein bisschen weniger ernst nehmend, sehen zwar auch wild aus, aber ihr künstlerischer Impetus ist doch eher ein kunstgewerblicher, traditionell genährt von

Die Sklaven von New York sind die Sklaven des alten amerikanischen Traums: Sie wollen Glück, Geld, Erfolg und Ruhm



Heim und Herd. Sie machen japanisch inspirierten Schmuck aus Erbsen, Reis und rohem Fisch, Creation «Sushi» oder «Sashimi», sie nähen aberwitzige Hüte aus undefinierbaren Materialien, entwerfen Mode- und Haushaltaccessoires oder inszenieren sich selbst als aufwendige Kunstwerke. Man sieht ihnen an: In zehn oder zwanzig Jahren werden sie einmal die Woche den Töpferkurs besuchen, falls die Verpflichtungen von Haushalt und Familie es zulassen.

«Slaves of New York» nennt die mittlerweile zu Kulthelden gelangte Autorin Tama Janowitz die Repräsentanten der Macher- und Hänger-, der Anmacher- und Anhängerzene, die sie in ihrer gleichnamigen Kurzgeschichten-Sammlung eher lakonisch denn satirisch beschreibt. Die Sklaven von New York sind die Sklaven des alten amerikanischen Traums: Sie wollen Glück, Geld, Erfolg und Ruhm und hängen den traditionellen Werten, notdürftig kaschiert in den bunten Fummeln der Subkultur, mit der gleichen Inbrunst an wie weiland ihre Vorfahren in Anzug und Krawatte. Sie sind eine Horde von Kleinbürgern, versteckt unter dem Exhibitionisten-Mantel des «épater le bourgeois», aber der schreckbare Bourgeois in der amerikanisch-puritanischen Variation existiert dort, wo sie ihre Pfade durch den Grossstadt-dschungel trampeln, schon lange nicht mehr. Er existiert nur noch in ihnen selbst, und so geben sie sich denn alle Mühe, sich gegenseitig zu erschrecken, so gut es eben geht. Was die Welt ihnen nicht bereits angetan hat, oder was sie ihnen nicht antun mag, tun sie sich eben selbst an. Mal rasten sie aus, mal rasten sie ein. Sie hängen an der Nadel, an der Wohnung, am Geld, am Galeriebesitzer, am Freund oder an der Freundin. Hauptsache, sie hängen an irgendetwas, oder von irgendetwas ab, denn wer nicht hängt, der könnte fallen. Und unter dem Pflaster liegt hier nicht der Strand, hier gähnt die grosse Leere. So rechtfertigen denn diese Abhängigkeiten in allen Bereichen des urbanen Lebens – in den Beziehungen, im Wohnungsmarkt, im Kunstbetrieb – die hektische Betriebsamkeit, mit der die modernen Sklaven durch den Alltag jagen: wie Junkies auf dem Beschaffungstrip nach dem Stoff, der für Momente die Symptome der Abhängigkeit aufhebt, ohne die Abhängigkeit selbst zu gefährden.

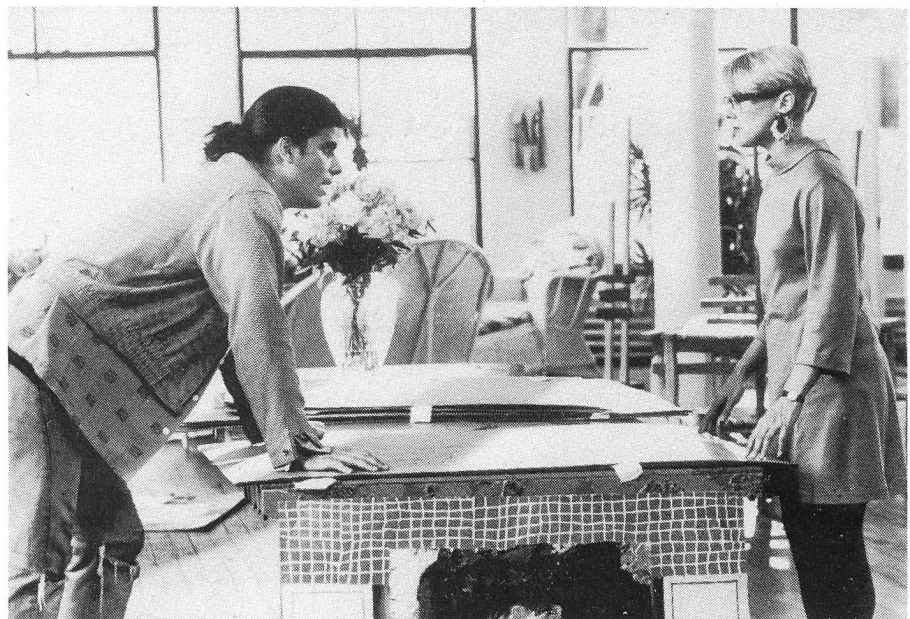
Auf den ersten Blick ist dies nicht die Welt von James Ivory, wie wir sie aus seinen Filmen, zumindest den neueren, kennen (obwohl er mit JANE AUSTEN IN MANHATTAN bereits einmal ein



Eine Horde von Kleinbürgern: Was die Welt ihnen nicht bereits angetan hat...



... oder was sie ihnen nicht antun mag, tun sie sich eben selbst an



Werk im heutigen New York ansiedelte). Von den Sittengemälden des neunzehnten Jahrhunderts und der *Décadence* der Jahrhundertwende mit ihren Salonwirren in klugen Literaturverfilmungen wie *THE EUROPEANS*, *A ROOM WITH A VIEW* oder *MAURICE* scheint der Weg lang bis zu Tama Janowitz' literarischem Comic-Strip über die (Sub)Kultur-Schickleria aus Downtown-Manhattan. Auf den zweiten Blick lässt sich der Bogen leichter schlagen: James Ivory, gescheiter Zivilisationskritiker von Fin-de-siècle-Kulturen, liebt die geschlossenen Gesellschaften, und noch mehr liebt er die Zeichen an der Wand, die von deren Untergang kündigen; und vor allem liebt er die Gattung der Tragikomödie, die diese Zeichen am deutlichsten aufnimmt. Denn noch ist die Katastrophe des eigentlichen Untergangs nicht eingetreten, noch herrschen die komischen Äusserungen der Dekadenz vor, bar jeder Selbstironie, noch treibt die zunehmende Verblödung schöne Slapstick-Blüten, aber die Tragödie der sterbenden Gesellschaften lauert hinter den frisierten Hecken des englischen Landadels von anno dazumal ebenso wie in den gekachelten Ausstellungsräumen von New Yorks zeitgenössischen Kunstgalerien. Ein Filmmacher wie James Ivory, der die Notwendigkeit zur Offenheit in allen seinen Filmen thematisiert, der immer wieder und in den unterschiedlichsten Genres das Aufeinandertreffen von Kulturen, die Begegnung zwischen Rassen, Klassen und Nationen durchspielt (Henry James und E.M. Forster gehören bezeichnenderweise zu seinen Lieblingsautoren), ein solcher Filmmacher schaut mit einem lachenden und einem weinenden Auge auf die verzweifelt komischen Zuckungen einer blinden, aufgeblasenen Gesellschaft, aus der die Heissluft entweicht wie aus vielen bunten Luftballons.

In unserem Fin de siècle entweicht die Luft schneller und schriller als am Ende des letzten Jahrhunderts, und so lässt denn James Ivory in *SLAVES OF NEW YORK* die Fetzen fliegen. Die Kamera (von Tony Pierce-Roberts, der bereits für die berückend schöne Fotografie von *A ROOM WITH A VIEW* verantwortlich zeichnete) übernimmt die eifrige Betriebsamkeit dieses Milieus und wütet durch die Grossstadtschluchten, durch die Zimmer ohne Aussicht und durch die Lebensfragmente, die sich darin abspielen, mit einer Hektik und Nervosität, die den Puls der Zeit trifft. Mit rasenden Fahrten und schnellen Schnitten, mit split-screen und falschen Geschwindigkei-

ten, mit kreischender und dröhnender und pumpender Musik jagt uns Ivory durch diesen aufgescheuchten Ameisenhaufen und entlässt uns nudelfertig und mit wackelnden Ohren aus dem Kino. «Le déclin de l'empire américaine» könnte das auch heissen oder, nach Tama Janowitz, «the world on the edge of collapse». Gezeigt werden Männer und Frauen am Rande des Nervenzusammenbruchs, und manchmal geht der Inhalt mit der Form durch, dann wird *SLAVES OF NEW YORK*, so konsequent das auch sein mag, schlicht nervtötend. Dafür trösten die Momente, die uns Manhattan mit dem poetischen Blick eines Woody Allen sehen lassen. Doch sie sind rar, das Verweilen, die Weile sind den Protagonisten fremd. Nichts da von jenem «languor», jener sinnlichen, leicht philosophisch angehauchten Mattigkeit, die zu den Markenzeichen der Merchant-Ivory-Produktionen gehört und die die langjährige Drehbuchautorin Ruth Prawer Jhabvala (ausnahmsweise war sie in *SLAVES OF NEW YORK* nicht mit von der Partie) damit erklärt, dass das typische, anglo-indische Merchant-Ivory-Jhabvala-Projekt normalerweise in der Wüste von Radschastan geplant wird.

Lucy Honeychurch in *A ROOM WITH A VIEW* wird auf ihrer Italienreise von dieser süssen Mattigkeit befallen, die sie den Blick nach innen richten lässt. Die Introspektion wird sie für die geschlossene Gesellschaft für immer unbrauchbar machen, denn sie ist der Beginn ihres Sich-selber-treu-Werdens (und damit das Kernstück des Forsterschen Imperativs «only connect»), ihrer Rebellion gegen die eigene Klasse. In *SLAVES OF NEW YORK* gibt es in diesem Sinne auch eine Art Lucy-Figur: Eleanor (hervorragend gespielt von einer Judy-Holliday-Nachfolgerin namens Bernadette Peters), Eleanor, die verrückte Hut-Designerin, das naive Kind mit dem mächtigen Minderwertigkeitskomplex ist auf der Suche nach Identität, nach Zugehörigkeit, Liebe, nach einer sinnvollen Tätigkeit und – in New York offenbar noch unmöglicher als in Zürich – nach einer bewohnbaren Unterkunft.

Eleanor ist damit die Verkörperung des modernen Sklaventums schlechthin, und der Weg, den sie geht, ist der rote Faden, an dem sich das Drehbuch, von Tama Janowitz selbst geschrieben, zögernd – und sich gar oft verlierend – entlangtastet. Und schliesslich ist Eleanor auch, wenn schon nicht die Fackel der Hoffnung, so doch der kleine Lichtblick in diesem düsteren Labyrinth, das Glüh-

würmchen inmitten der ununterscheidbaren, wimmelnden und krabbelnden Ameisenmenschen, denen in der Uniform der Auffälligkeit jede Eigenart abhanden gekommen ist. Sie versucht, aller Sehnsucht nach Zugehörigkeit zum Trotz, sich selbst zu sein. Von ihrem Sklavenhalter, einem aufstrebenden Künstler und idiotischen Ekel, kommt sie dank eigener Erfolge schliesslich los. Ob ihr das Ausscheren aus dem Zug der Lemminge endgültig gelingt, bleibt allerdings offen.

Pia Horlacher

Die wichtigsten Daten zu *SLAVES OF NEW YORK* (GROSSSTADTSKLAVERN):

Regie: James Ivory; Drehbuch: Tama Janowitz nach ihren Kurzgeschichten; Kamera: Tony Pierce-Roberts; Schnitt: Katherine Wenning; Ausstattung: David Gropman; Kostüme: Carol Ramsey; Musik: Richard Robbins.

Darsteller (Rolle): Bernadette Peters (Eleanor), Chris Sarandon (Victor Okrent), Mary Beth Hurt (Ginger), Madelaine Potter (Daria), Adam Coleman Howard (Stash), Nick Corri (Marley Mantello), Charles McCaughan (Sherman McVittey), Mercedes Ruehl (Samantha), Jonas Abry (Mickey), Stephen Bastone (Fahrer), Denise-Marie Beaumont (Ballerina), Mark Boone jr. (Mitch), Diane Brill (Jogger), Steve Buscemi (Wilfredo), Michael Butler (Performance Künstler), Richey Cannatta (Saxophonist), Betty Comden (Mrs. Wheeler), Anthony Crivello (Friseur), Raye Dowell (Cheerleader), Christine Dunford («B»), Stash Franklin, Aaron Goodstone (Graffiti-Künstler), Kevin John Gee (Kyoshi), Adam Green (Max), Tammy Grimes (Georgette), Louis Guss (Vardig), Rick Hara (Tetsu), John Harkins (Chuck Dade Dolger), George Harris (Hauswart), Francine Hunter (Friseurin), Sakina Jaffrey (Rezeptionistin bei Wilfredo), Tama Janowitz (Abby), Anna Katarina (Mooshka), Ken Kensei (Kiochi), Freddy Korner (Party Gast), Anthony La Paglia (Henry), Kim Larese (Ballerina) u.a. Produzenten: Ismail Merchant, Gary Hendler; assoziierte Produzenten: Fred Hughes, Vincent Fremont; Produktionsmanager: Mary Kane. USA 1989. BRD-Verleih: Columbia-Tri-Star, München; CH-Verleih: 20th Century Fox, Genf.